

Fred Grenkowitz

Der Sekretär

Lebenserinnerungen

Fred Grenkowitz

Der Sekretär

- Erlebnisse • Erfahrungen
- Enttäuschungen • Erfolge

Heimdall Verlag
Digital Edition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Heimdall Verlag

Digital Edition

Hergestellt in Deutschland • 1. Auflage 2010

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,
www.heimdall-verlag.de

© Alle Rechte beim Autor: Fred Grenkowitz

Satz: Heimdall DTP-Service, Rheine

Coverfotos: © Fred Grenkowitz

Fotos: Teilweise vom Autor. Trotz aller Bemühungen konnten
nicht alle Urheber der abgedruckten Fotos ermittelt werden.

ISBN: 978-3-939935-51-3

Inhalt

Wieder zu Hause?	7
In der Berliner Schutzpolizei	11
Erst Freundin – dann Ehefrau	15
Erst Briefpartnerin – dann Ehefrau	21
Meine Verwandten mütterlicherseits	25
Meine Anverwandten väterlicherseits	29
Im Einsatzkommando Spandau	37
Nicht nur Dienst verrichten, sondern auch »feiern« können	46
17. Juni 1953	47
Freunde	49
Weitere Rückblicke	50
Ein politischer Flüchtling	53
Familie Horst und Lilo Stark	57
Mein Leben verändert sich sehr	60
Die SPD und ich	66
Umzug nach Zehlendorf	68
Ende meiner polizeilichen Laufbahn	74
Hauptvorstand der ÖTV soll nach Berlin und was letztlich daraus wurde	86
13. August 1961	91
Wir glaubten an die Wiedervereinigung Deutschlands	93
Unser kleiner Grenzverkehr	95
Und wieder eine neue Frau	99
Tod meiner Mutter	102
Ein Rhetoriklehrgang in der Gewerkschaft ÖTV	103
Braucht eine Gewerkschaft einen Betriebsrat?	107
Ein guter ÖTV-Vorsitzender in Berlin	109
Er war kein bequemer »Untergebener«	113
Und weiter in der Gewerkschaft ÖTV	117
Gedenksteinenthüllung für den 1. Kommandeur der Schutzpolizei nach dem Krieg, Karl Heinrich Pflegenestskandal »Kindernest Arndt«	122
Ende der Ära Pfitzner	127
Amtsrat Thiel, neuer FA-Polizeivorsitzender	129
... und wieder ein großer Sprung in die Gegenwart	130
Wieder eine Verwandte weniger	133
Bundeskongress der Vereinigten Dienstleistungsgewerkschaft ver.di von Sonntag, 30. September, bis Samstag, 06. Oktober 2007 in Leipzig	140

Therese Lange	149
Meine Gesundheit	150
Wachpolizei	152
Fachgruppe Schutzpolizei	154
Berittene Polizei	160
Gewerbeaufsichtsdienst	160
Abteilung Betriebe und Verwaltungen der Alliierten Schutzmächte in Berlin (West)	167
Tarifverhandlungen im Bund für die Beschäftigten bei den Alliierten	176
Tarifverhandlungen für die Beschäftigten bei den Alliierten in Berlin	178
Britische Fachgruppe	180
Ein Gespräch unter Freunden im Rathaus Schöneberg	189
Labor Service Berlin	190
Das sind offene Worte	192
Ein kleiner Rückblick	195
Abteilung Arbeitsverwaltung	195
Tod von Franz Veit	197
Inge Dobrick	197
Abteilung Wissenschaft und Forschung	199
Studentische Hilfskräfte und Tutoren	202
Meine Ehe mit Dorchen	215
Zweite Ehe meines Vaters mit Irene Bäßler	220
Der Tod meines Vaters	224
Monika Becker	227
Mein Cousin Hansi	228
Weitere Verwandte – Freunde	231
Eta	234
Gitti und Hadi	235
Familie Hausdorf	237
Detlef und Sabrina	239
Wir Kegler	240
Unsere Freunde in Polen	245
20. Jahrestag Wiedervereinigung	247
Der Gesamtbetriebsrat der Beschäftigten der ehemaligen Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV) setzte sich durch!	250
Ende meiner beruflichen Tätigkeit	272
In Ehren halten	294

Ob die Aufzählung und Darstellung meiner Verwandten für andere von Interesse ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Aber, wenn ich so darüber nachdenke, warum eigentlich nicht?!

Meine Anverwandten väterlicherseits

Joseph und Wilhelmine Grenkowitz waren die Eltern meines Vaters. Die Oma und ihre Töchter Lene, Rosa, Anna und Maria waren gläubige Katholiken. Mein Großvater und die Söhne Hans, Max und Artur gehörten keiner Kirche an und waren im weitesten Sinne Parteigänger des Sozialismus. Mein Onkel Hans war ein praktizierender Kommunist, bis russische Soldaten seine Frau in Berlin vergewaltigten. Da verstand er die Welt nicht mehr und zog mit seiner Ehefrau Hedwig nach Duisburg.

Bei meiner Großmutter fielen mir besonders zwei Dinge auf. Sie war viele Jahre lang bettlägerig krank und siezte meine Mutter bis an ihr Lebensende. Warum, das weiß ich auch heute noch nicht. Wenn ihre Tochter Rosa aus Köpenick sie ab und zu einmal besuchte, brachte sie auch oft Obst mit. Sie sagte meist zu ihrer Mutter: »Gib aber nicht wieder dem Jungen davon.« Damit meinte sie mich.

»Ne, ne, Rosa, was du so denkst,« sagte meine Oma. Kaum hatte meine Tante Rosa die Wohnung verlassen, rief mich meine Oma an ihr Bett und meinte: »Such dir was Gutes aus, min Jung.« Das tat ich dann auch. Und so haben wir meine Tante Rosa ab und zu »betrogen«.

Tante Anna wohnte auch in der Grünberger Straße. Ich glaube, sie war lange Zeit in jüdischen Haushalten tätig, so zum Beispiel bei dem jüdischen Filmregisseur Max Mac. An einen Ausspruch von ihr

kann ich mich noch sehr lebhaft erinnern: »Von deiner Tante Anna kannst du alles haben, nur kein Geld.« Da sie ab und zu der Ischiasnerv plagte, bevorzugte sie als Bettunterlage Farnkraut.

Meine Lieblingstante war Maria Bauditz aus Woltersdorf bei Erkner. Eine Fahrt zu ihr und ihrer Familie dauerte mit der S-Bahn von Ostkreuz bis Erkner ca. eine Stunde. Von da ab hatten wir noch einen längeren Weg zu bewältigen. Vom S-Bahnhof Erkner links abbiegend an den »Rüttgers Teerwerken« vorbei, weiter in Richtung Wald bis zu der gelben Bonbonbude und dann noch mal so ca. 200 Meter weiter befanden wir uns in Springeberg. Ganz in der Nähe befindet sich der Flakensee und am anderen Ufer nahe der Schleuse das große Dampferausflugslokal »Bellevue«, das von den Schwiegereltern meines Lehrers, Herrn Klein, betrieben wurde. Den Aufenthalt bei Tante Mariechen genoss ich immer sehr.

Mit Ingetraut, ihrer jüngsten Tochter, konnte ich die unmöglichsten Dinge erleben. An einem »Schicksalsschlag« wird sie im Leben immer zu leiden haben. Sie wurde am Heiligen Abend 1929 geboren, d. h. direkt zu ihrem Geburtstag bekam sie selten Besuch. Vortätiglich gratulierte man nicht, also war es immer nachträglich. Und am Heiligen Abend versuchte man ihr klarzumachen, was ein Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenk ist.

Sie war wie ein Junge. Zwei Erlebnisse mit ihr bleiben mir unvergessen. Das erste bestand darin, dass sie mich auf den vereisten Flakensee lockte, nach dem Motto: »Du brauchst keine Angst zu haben, das Eis hält.« Bis wir auf einer schwimmenden Eisscholle standen, dicht vor dem Ausflugslokal »Bellevue«. Kräftige und helfende Hände bugsierten uns schließlich an das rettende Ufer. Für unsere »Untat« erhielten wir sogar eine Tafel Schokolade.

Das zweite Erlebnis fand in der Sommerzeit statt. Viele Kinder trugen als Behelfsschuhe Holzsandalen. Meine Cousine Ingetraut und ich erkletterten, zwei Grundstücke vom Haus ihrer Eltern entfernt,

einen großen Baum. Ich trug besagte Holzsandalen. Fast aus der Krone heraus rutschte ich ab und fiel laut schreiend zur Erde hinab. Meine Cousine Ingetraut turnte, flink wie ein Affe, hinterher. Sie sah mich nur leblos daliegen und rannte zur Wohnung ihrer Eltern und schrie immer: »Der Fred ist tot!« Tante Mariechen und meine Mutter sahen mich, Gott sei Dank, lebend, wenn auch stark lädiert, wieder. Einen Arzt konnte sie für mich an diesem Sonntag leider nicht erreichen, dafür einen Laienhelfer vom Luftschutz (Deutschland befand sich ja bereits im Kriegszustand). Dieser Dussel vom Luftschutzbund verband meinen blutverschmierten Körper provisorisch mit Mullbinden, die so richtig schön am Körper festklebten. Mit einem Kraftfahrzeug wurden meine Mutter und ich nach Berlin abtransportiert, und wir landeten dort in der Praxis von Dr. Waldeyer in der Frankfurter Allee. Ja, und der versuchte dann, mit welchen Hilfsmitteln auch immer, mir die blutverkrusteten Mullbinden vom Körper zu lösen, und ich gab dazu laut schreiend »meine Kommentare« ab.

Meine Cousine Uschi war damals schon etwas »zu alt« für mich. Sie war ein hübsches junges Mädchen, fast schon Dame. Nach ihrer Ausbildung war sie Schauspielerin und trat u. a. im »Theater der Freundschaft« in Ost-Berlin auf. Sie heiratete später den Professor Dr. Joachim Rothe, einen herausragenden Mediziner, 1. Vorsitzender der Gesellschaft »Mutter und Kind« in der DDR und Wiederbegründer der schmerzarmen Geburt. In seinen medizinischen Filmen sah ich meine Cousine dann auch wieder einmal.

Mit Uschi und ihrer Tochter Angela, die dem Woltersdorfer Bürgermeister zur Hand geht, sowie deren Ehemann Dieter und ihren beiden Töchtern Ariane und Christina haben wir über die Jahre hinweg einen guten Kontakt aufrecht erhalten können – trotz DDR mit Grenzschikanen und vielem anderen mehr.

Meine Cousine Ingetraut brachte einen Sohn zur Welt. Über ihre weitere Verhaltensweise dem Kind gegenüber kann ich nur sagen, es hätte anders und besser behandelt werden müssen. Ihr Sohn Martin

lebt in Berlin, und seine Mutter, meine Cousine Ingetraut, lebt seit Jahren in einem Heim.

Am 02.07.1971 hat meine Tante Mariechen diese Welt für immer verlassen. Ich werde sie nie vergessen!

Ihr Ehemann, Heinz Bauditz, hatte beruflich viel mit Büchern zu tun. Er schleppte seine schweren Büchertaschen von seiner Wohnung in Springeberg bis zum S-Bahnhof Erkner. Ich habe nie gesehen, dass er für den Weg bis zum S-Bahnhof ein Fahrrad benutzte, im Gegensatz zum Rest der Familie, – die haben mir übrigens auch das Fahrradfahren beigebracht. Ein eigenes hatte ich nie erhalten. Dieser Onkel Heinz errichtete in Berlin einige private Bibliotheken. Wenn meine Eltern, meine Schwester oder ich Geburtstag hatten, rückte er stets mit einem Buch als Geschenk an. So lernte ich durch ihn die »Schlacht bei Verdun« im Ersten Weltkrieg kennen, aber auch die revolutionäre Zeit Russlands durch das Buch »Vom Zarenadler zur roten Fahne«. Auch Karl May habe ich durch ihn zur Kenntnis bekommen. Meine Cousine Ingetraut nannte viele Bände dieses Schriftstellers ihr eigen. Ich war fast neidisch auf sie.

Das literarische Werk »Die Sphinx in Trauer« habe ich auch in früher Jugend zu verstehen gesucht.

Diesen Onkel hörte ich auch gerne zu festlichen Anlässen eine Rede halten. Er hatte beim Vortrag seiner Worte einen fast singenden Klang, unterbrochen von einem freundlichen Lachen.

Die älteste Tochter meiner Großeltern väterlicherseits ist die Tante Lene. Sie war in Duisburg mit einem nicht unvermögenden Beinamputierten in zweiter Ehe verheiratet. Er war mir sympathisch, sie nicht so sehr. Sie wirkte auf mich, speziell nach dem Tod meiner Tante Anna, ihrer Schwester, wie ein hamsternder Dragoner.

Nach dem Ableben meiner Tante Anna während des Krieges suchten die Augen meiner Tante Lene nur das »Kostbarste«. Sie machte deshalb keinen angenehmen Eindruck auf mich.

Den gesamten Rest der Kleidung meiner toten Tante brachte ich auf Geheiß meines gerade in Urlaub weilenden Vaters zur »Hermann-Göring-Spende«. Unter dem Namen dieses Kriegsverbrechers verbargen sich nicht nur viele Orden und Titel, sondern auch eine Sammlung für die Frontsoldaten, im weitesten Sinne also Kleidung.

Diese Tante Lene hatte auch noch einige Nachkommen, mit denen wir bzw. ich wenig bis gar keinen Kontakt hatten. Deshalb vermag ich auch nichts mehr über sie auszusagen, außer, dass sie alle in der »Duisburger Ecke« wohnten.

Hinter dem Stichwort Tante Rosa »verbergen« sich ihr zweiter Ehemann Wilhelm, ihr Sohn Willi Gothe und ihre Töchter Ellen und Gerda, sowie ein wunderschönes Grundstück mit einem schmucken Häuschen, und das befand sich alles in dem Ortsteil Berlin-Köpenick. Die Familie im weitesten Sinne half beim Hausbau. Es existiert noch ein Foto, auf dem fast die gesamte Verwandtschaft meines Vaters und seiner Schwester Rosa auf den Dachsparren des Neubaus zu sehen sind und natürlich auch ich.

Zu meiner Tante Rosa und ihrem Mann hatte ich als Kind einen etwas verhaltenen Kontakt. Sie ist in meinem Herzen nicht so angekommen wie Tante Mariechen und Tante Anna. Trotzdem war ich natürlich gern auf ihrem Gartengrundstück und ihre Johannisbeeren schmeckten nicht schlechter als andere auch.

Ihr Sohn Willi wurde für mich interessanter, als er mir seine Dampfmaschine vorführte. Außerdem ahnte ich, dass er meine Mutter verehrte. Ja, und dieser Willi gab sein Leben »für Führer, Volk und Vaterland« bei den Kämpfen am Terek in der Sowjetunion. Irgendwo in meinem Arbeitszimmer muss ich auch noch seine Traueranzeige mit dem Eisernen Kreuz zu liegen haben. Willi war verheiratet, und seine Frau gebar einen kleinen Sohn. Sie hatte nach dem Tod ihres Mannes, meines Cousins, noch etwas Kontakt mit uns, doch dann hat sich ihre Spur verloren.

Meine beiden Cousins Ellen und Gerda wanderten bald in das Ausland ab. Wenn ich mich nicht irre, war Gerdas Mann ein Beschäftigter der VW-Werke in São Paulo.

Einige Jahre nach Kriegsende machte sie eine »Deutschlandtournee«, um Verwandte und alte Freunde zu besuchen. So sah ich sie auch noch einmal – ehe sie in ihrer neuen Heimat relativ jung starb.

Von ihrer jüngeren Schwester Ellen existiert noch ein Nachkriegsfoto, das sie mit einem jungen Mann in dunkler Uniformkleidung zeigt. Über drei Ecken erfuhr ich von ihrem Tod. Also, auch sie starb im besten Alter. Ihr lebloser Körper wurde in ihrem Wohnwagen mit dem verbrannten Gesicht auf der Kochplatte eines Herdes aufgefunden.

Der ältere Bruder meines Vaters, Onkel Hans, hatte die Kraft eines Bären. Wo er hinschlug, wuchs kein Gras mehr. Er war u. a. im Brücken-, Hoch- und Tiefbau tätig. In zweiter Ehe war er mit seiner Frau Hedwig verheiratet. Aus erster Ehe brachte er ein Kind mit, namens Käthe. Ihre Mutter verstarb sehr früh.

Onkel Hans hatte in der Zeit vor 1933 seine politische Heimat in der Kommunistischen Partei. Die damalige Zeitung der KP »Die Rote Fahne« vermerkte vor dem Jahr 1933 in einer kleinen Notiz, dass ein Kommunist nach seiner Festnahme die Wache des zuständigen Polizeireviers so gut aufgeräumt hatte, dass später das Rote Kreuz die Wunden der Polizisten notdürftig versorgen musste. Der Täter bekam später einige Monate Haft. Und dieser Täter war mein Onkel Hans. Er konnte auch einen altmodischen Wiegeautomaten, den man früher auf S-Bahnhöfen vorfand, hochheben und in den Tanzsaal tragen: Das geschah an einem Premierentag des Theatervereins »Frohsinn«, in dem meine Eltern aktiv tätig waren. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus.

Wenn mein Onkel Hans später einmal unangemeldet – Telefone hatte unsere Preislage nicht – an einem Sonntagvormittag bei uns zu

Hause auftauchte, um seinen Bruder Artur, meinen Vater, zu einem Frühschoppen abzuholen, wusste meine Mutter immer: »Der Tag ist gelaufen!« Von unserer Wohnung in der Grünberger Straße 52 bis zum Restaurant »Miersch« waren es nur wenige Schritte. Kurz vor dem Mittagessen schickte mich meine Mutter zu »Miersch«, ich sollte meinem Vater Bescheid sagen, das Essen sei fertig. Die beiden Männer, schon leicht »angeschossen«, spendierten mir sofort ein Kinderbier, d. h. ein Glas Apfelschorle. Da ich nicht nach Hause kam, rückte irgendwann meine Mutter an.

Die musste, ob sie wollte oder nicht, erst einmal einen von Onkel Hans spendierten Likör kosten. Na, und so nahm das Schicksal seinen Lauf. Kurz vor dem Abendessen gelang es uns, mit den beiden Brüdern Hans und Artur Grenkowitz, wieder heimische Gefilde zu erreichen. Die beiden Männer redeten nur noch dummes Zeug, meine Mutter war sauer, die Kartoffeln im Bett nicht mehr ganz warm, und ich fand den ganzen Tagesablauf recht interessant.

Und nun gab es noch einen Bruder meines Vaters mit Namen Max Grenkowitz. Im letzten Weltkrieg diente er bei der Kriegsmarine. Verheiratet war er mit seiner Ehefrau Elfriede. Sie war beinamputiert, und ich mochte sie eigentlich auch ganz gern. Also, wenn ihr Ehemann Max sich in unsere Wohnung verirrte, war immer Stimmung angesagt. Er lachte sehr gern, und er flunkerte ganz schön. Als Kind hatte ich den Eindruck, dass bei einer kleinen Geburtstagsfeier bei uns zu Hause die anderen Zuhörerinnen und Zuhörer immer erst so ein bisschen skeptisch blieben, wenn Onkel Max seine Pointen abschoss.

Er und seine Frau hatten drei Söhne. Horst war der älteste, dann kam Hansi, so nannten wir ihn, und der jüngste war Günter. Sehr oft kamen wir Cousins eigentlich nicht zusammen.

Zum Zeitpunkt meiner Rückkehr aus der Legion starb Günter auf dem Soziussitz des Motorrades seines Bruders Hansi. Er wurde, so

glaube ich, nur 19 Jahre alt. Bei einem letzten Zusammensein drückte mir seine Mutter, Tante Elfriede, einen kleinen Blumenstrauß in die Hand und bat mich, ihn auf die Hände ihres toten Kindes zu legen. Sie schien mir etwas ängstlich, dem Tode begegnen zu müssen. Für mich waren Tote leider nichts Besonderes mehr. Ich legte meinem Cousin Günter die Blumen seiner Mutter in die Hände. Neben der Traurigkeit über meinen toten Cousin registrierten die Trauergäste noch eine andere Besonderheit. Günters FDJ-Gruppe (Freie Deutsche Jugend der DDR) trugen alle ihr Blauhemd mit dem FDJ-Abzeichen der aufgehenden Sonne, und ich auf der anderen Seite des Sarges sah aus wie ein amerikanischer Soldat, denn diese Dienstbekleidung durfte ich aus der Legion mit in das Zivilleben führen. Also, die jungen Leute dachten bestimmt, ich sei ein Amerikaner.

Mein Cousin Hans-Werner Grenkowitz lernte Fleischer und sein älterer Bruder Horst landete irgendwann bei der Verkehrspolizei der DDR in Ost-Berlin. Er durfte deshalb also keine Westkontakte haben.

Aber zurück zu seinem Vater, meinem Onkel Max. Irgendwie habe ich schon als Kind mitbekommen, dass die Erwachsenen bei allem, was mein Onkel Max so erzählte, vorsichtshalber argwöhnisch guckten. Sie glaubten ihm nicht alles.

Ich erinnere mich noch, dass wir bei Kriegsende alle dachten, Max ist gefallen, denn keiner hörte mehr etwas von ihm. Hansi oder wie er sich später nannte Hans-Werner Grenkowitz, teilte mir irgendwann mit, dass sein Vater Max ein Schuhmachergeschäft in Stuttgart habe.

Ich habe das später prüfen können, habe das Geschäft auch gefunden, aber in meiner Zeit, die ich dienstlich in Stuttgart verbracht habe, war besagtes Geschäft nie geöffnet. Seine Frau Elfriede war längst tot, und sein Temperament beglückte wieder eine wesentlich jüngere Frau, die seinen Namen trug. Ich habe ihn einmal in Stuttgart besucht und war entsetzt, wie viel Alkohol dieser Mann verdauen konnte. Ich musste ihm bei meinem Besuch auch eine Glühlampe in

die Fassung an der Decke seines Wohnzimmers einschrauben, weil er aus »schwankenden Gründen« keinen festen Halt mehr beim Stehen auf der Leiter oder auf dem Tisch fand, um das Einschrauben der Glühlampe selbst vornehmen zu können.

Aus seiner letzten Ehe soll wieder einmal ein Junge entstanden sein. Mit diesem Teil der Geschlechtsverirrungen meines Onkels Max hatte ich nie Kontakt. Seine damalige Frau hat sich von ihm scheiden lassen.

Der Name Grenkowitz hat sich aus den unterschiedlichsten Gründen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf wundersame Art vermehrt.

Im Einsatzkommando Spandau

Langsam gewöhnte ich mich an den Schicht- bzw. Wechseldienst im Einsatzkommando Spandau. Von unseren drei Zügen wurden unterschiedliche Schichten durchgeführt. Ein Zug hatte den sogenannten langen Dienst. Der dauerte von 13.00 Uhr bis 13.00 Uhr des nächsten Tages, das sind also 24 Stunden.

Trotz aller Aktivitäten, die wir teilweise auszuführen hatten, war der damalige Polizeidienst gegenüber der Jetztzeit fast ein Kuraufenthalt, mitunter sehr langweilig.

Wenn wir bestimmte Straßen im Wald in Spandau zu sperren hatten, weil Munition kleinerer Kaliber gesprengt werden musste, war das schon eine große Abwechslung.

Die größte Polizeimaßnahme, die ich erlebte, war mein Einsatz mit vielen anderen Polizeibeamten in Berlin-Steglitz in der Nähe des Titania-Palastes, als der damalige Bundesminister Hellwege der

Deutschen Partei in der Regierung Adenauer aus irgendeinem Grund eine größere Rede hielt. Viele Protestler säumten die Straßen, und wir hatten insgesamt 700 Zwangsangestellte. Viele Personen kamen aus dem Ostteil Berlins und trugen auch FDJ-Kleidung. Als die in dem Gebäude Untergebrachten keine Ruhe geben wollten, wurde ein Zug von uns mit Tschakko auf dem Kopf in das Gebäude befohlen. Sie mussten die Fenster aushängen. Und dann kam der Befehl an die Wasserwerfer, die im Hof standen: »Wasser Marsch!« Unter diesem feuchten Wassernebel mussten sie ihre Lieder weiter singen, wie zum Beispiel »Bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend, bau auf«. Ja, und dann war auch irgendwann die Anti-Schah-Demonstration vor dem Rathaus Schöneberg mit den knüppelnden Persern.

Einmal im Jahr musste jedes Einsatzkommando in Berlin für einige Zeit aus dem regulären Dienst gezogen werden, und dann durfte es wieder exerzieren und laute Kommandos schallten über den Hof. Wir dachten manchmal, wir sind doch hier nicht beim Militär.

Ein Zug hatte den sogenannten kurzen Dienst von 8.00 Uhr bis 12.00 Uhr. Meist gab es da polizeifachlichen Unterricht und Waffenreinigen und dergleichen mehr. Und wenn dieser kurze Dienst auf einen Freitag, Sonnabend oder Sonntag fiel, hatte dieser Zug frei.

Selbstverständlich trieben wir auch Sport. Neben den leichtathletischen Übungen, die auch wichtig waren für die Erlangung des Deutschen Sportabzeichens, war das begehrteste Ballspiel der Faustball. Neben wenigen sportlichen Spitzenkräften war der Rest von uns guter Durchschnitt auf dem Sportplatz. Damals ließ ich mir noch nicht träumen, dass ich einmal das Bundeswehrleistungsabzeichen in Bronze und das Deutsche Sportabzeichen »Gold 25« erwerben werde. Meine letzte Urkunde ist datiert vom 26. Januar 2001.

Im Laufe der Zeit erhielten die Einsatzkommandos auch Funkwagen. Die volle Besetzung mit Chauffeur waren seinerzeit vier Beamte. Diese

Funkwagenbesetzungen hatten die unterschiedlichsten dienstlichen Erlebnisse, wie zum Beispiel Brandstiftung, Selbsttötung, leichte bis schwere Verkehrsunfälle, erfolgreiche Personenfahndung.

Irgendwann kamen aus der damals schon aufgestellten Bereitschaftspolizei (je eine Abteilung in der Kruppstraße in Moabit, in Lankwitz und in Schulzendorf) Nachwuchsbeamte zu uns in das Einsatzkommando. Wenn diese Kollegen als Mitglieder einer Funkwagenbesetzung ihre »erste Bekanntschaft« mit einer toten Person gemacht hatten, vielleicht mit Brechreiz kämpfen mussten, ihre fahle Gesichtsbilasse nicht bemerkten und vieles andere mehr, waren wir Alten schon so etwas wie Seelsorger für sie. In diesem Zusammenhang tauchen drei Vorfälle aus meiner Erinnerung wieder auf, die mich bewegt haben:

Erster Vorfall:

Wir werden zu einer verletzten Person gerufen in die Pichelsdorfer Straße, Nähe Krowelstraße. Zwei kleine Mädchen, so etwa im Alter von 10 Jahren, feierten auf dem dort vorhandenen Kinderrummelplatz den Geburtstag der einen von ihnen. Während das eine Kind noch schaukelte, trat das andere Kind versehentlich in die »Flugbahn« der Schaukel, die deshalb seinen Kopf verletzte. Während wir auf das Eintreffen der Feuerwehr warteten, war das verletzte Mädchen noch ansprechbar, obwohl ich auf ihrem Kopf eine mittlere Spaltung und darunter das Gehirn sah.

Zweiter Vorfall:

Ein Beamter unserer Dienststelle tötete im alkoholisierten Zustand seine Stieftochter. Ich glaube, sie war schon 17 oder 18 Jahre alt. Neben diesem furchtbaren Geschehen musste dann noch eine Funkwagenbesetzung unserer Dienststelle die Festnahme des Beschuldigten durchführen. Das war ein doppelter Schock für die festnehmenden Beamten, denn sie und wir alle wussten, dass der Täter bis zu seiner

unbegreiflichen Tat menschlich und qualitativ bei uns gut angesehen war. – Zwei von drei Zügen unseres Einsatzkommandos führten damals eine viel beachtete Geldsammlung unter den Kollegen durch, damit sich der Täter einen guten Rechtsanwalt leisten konnte.

Dritter Vorfall:

Wir wurden, ich glaube, es war auch am Wochenende, zu einem Kindermord gerufen. Auf dem Dachboden eines Hauses in der Brüderstraße in Spandau fand man ein ermordetes junges Mädchen. Die ganze Umgebung suchte die Polizei ab. Der Täter konnte nicht ermittelt werden.

Beim Schreiben der von mir genannten drei Vorkommnisse fällt mir noch etwas ein, was uns damals alle erschüttert hat:

Unser Einsatzkommando der Polizeiinspektion Spandau musste das Einsatzkommando der Polizeiinspektion Charlottenburg dienstlich vertreten. Wir fuhren in dem großen Mannschaftswagen Streife und bekamen über Funk mit, dass eine junge Frau direkt an der Sektorengrenze in Charlottenburg in selbstmörderischer Absicht in die Spree gesprungen war. Ohne ausdrücklichen Auftrag fuhren wir an die Grenzstelle und sahen zu, wie Feuerwehrbeamte im Schlauchboot mit einer Suchleine nach der Ertrunkenen suchten und sie aus dem Wasser zogen. Die Kollegen der Feuerwehr meinten, eine Wiederbelebung hätte keinen Erfolg, da sie schon zu lange unter Wasser war. Wir waren über die ganze lahmarschige Aktion restlos sauer und bedrückt.

In meiner Erinnerung hat sich noch ein Funkwageneinsatz in Spandau eingepägt: Wir hörten im großen Streifenwagen unserer Dienststelle, in der Nacht durch Spandau fahrend, einen »gegenwärtigen Einbruch« im Schuhhaus EGA, mit. Kurz entschlossen, da wir uns in der Nähe des Tatortes befanden, fuhren wir dort hin. An der Fassade

des Schuhhauses befand sich ein Baugerüst. Es war also ein Leichtes für einen Einbrecher, dort entlang zu turnen. Eine Funkwagenbesatzung war schon vor Ort, der oder die Täter noch nicht gefasst. Der Hausmeister war auch schon aufgestöbert worden. Er öffnete uns die Türen. Ein paar von uns, auch ich, stiegen in das Fenster im ersten Stock ein. Dort befand sich ein größerer Schuhlagerraum. Wir waren aufgeregt, ich zumindest, denn solch einen Einsatz hatten wir noch nicht. In der rechten Hand unsere Schusswaffe und in der linken unsere Taschenlampe, so »pirschten« wir uns, aufmerksam spähend, durch die Gänge der Schuhregale. Ich hatte vor Aufregung Schweiß auf der Stirn und im Nacken. Auf einmal sah ich von rechts einen kleinen Lichtstrahl.

Ich dachte, das muss er sein, der Einbrecher, und nur durch einen Zufall bedingt habe ich nicht geschossen, denn was ich sah, war nicht der Einbrecher, sondern der Schein meiner eigenen Taschenlampe im Spiegel auf diesem Gang. Oh Gott, dachte ich später, hätte ich losgelallert, wäre das eine schöne Blamage geworden. Zehn bis zwölf Polizisten nahmen nach erfolgloser Durchsuchung des Hauses Platz im Zimmer des Geschäftsführers. Auf die Frage unseres Gruppenführers: »Täter gefunden?« haben wir nur verneinend den Kopf geschüttelt ... Und nun entstand folgende Situation: Wo auch immer wir in dem Moment standen oder saßen, hatten wir noch fast alle die 7,65er, hoffentlich gesichert, in der Hand. Etwa drei Meter vor mir befand sich eine geschlossene Tür.

Mein Kollege Arno Gorski, ein erfolgreicher Polizeijudokämpfer, guckte in meine Richtung. Seine rechte Hand ruhte auf der Türklinke der noch verschlossenen Tür, die auf einmal, wie von Geisterhand geöffnet, langsam aufging. Ein großer kräftiger junger Mann mit Schweiß glänzendem Gesicht und nach Schweiß riechendem Körper trat in das Zimmer des Geschäftsführers. Er war der Einbrecher. Als er merkte, dass die Polizei im Schuhhaus war, flüchtete er vor uns in diesen kleinen Raum, nicht wissend, dass dieses einzige Fenster nun auch noch vergittert war. Damit hatten wir ihn, den Einbrecher.

Ein erschütterndes Erlebnis möchte ich noch festhalten. Ich glaube, es war am Heiligen Abend 1952 oder 1953. Mein Zug hatte Dienst, und wir fuhren, wie so oft, im Mannschaftswagen Streife an der Grenze. Aus dem Polizeifunk bekamen wir mit, dass gerade ein Polizeikamerad an der Grenze zum Osten, entweder im Bezirk Reinickendorf oder im Bezirk Wedding, von »drüben« angeschossen wurde und schwer verletzt am Boden lag. Er starb, vor allem aber deshalb, weil jede Rettungsaktion durch die West-Berliner Polizei oder Feuerwehr von der anderen Seite durch gezielten Schusswaffengebrauch behindert wurde. Unser Zorn war grenzenlos. Wir fuhren in Staaken dicht an der Grenze entlang und provozierten nunmehr unsererseits die Ostseite. Ich glaube, wenn sich leichtfertigerweise jemand in dieser Nacht gezeigt hätte, hätte es von uns aus gesehen ein weiteres Unglück gegeben. Aber, Gott sei Dank, ließ sich an der Grenze in Staaken keiner jenseits der Grenze aus dem Osten blicken. Ich glaube, der verstorbene Beamte hinterließ neben seiner Frau auch ein kleines Kind.

Hier ist jetzt auch der richtige Zeitpunkt festzustellen, dass damals viele Beamte der Berliner Polizei, ihrer eigenen Aufgabe entzogen, einen gewissermaßen sturen Grenzdienst versehen mussten. Neben den Fuß- und KFZ-Streifen gab es auch noch sogenannte Stützpunkte. Das waren kleine Holzhäuser, zum Beispiel Am Torweg in Staaken, besetzt mit zwei Beamten, die sich bei normalem Wetter stündlich abzulösen hatten, und das mindestens zwölf Stunden lang.

Neben ihrer Pistole waren sie mit einem Karabiner bewaffnet. Ihnen zur Seite standen Zollbeamte, die einen ähnlich stupiden Dienst in ihrer Schicht zu versehen hatten. Vom Dienstgrad her waren es Zoll- oder Zollgrenzassistenten, die die Grenze »abliefen«, und an einem bestimmten, abgesprochenen geografischen Punkt hatten sie sich mit einem Kollegen zu treffen. Und diese dienstliche Verrichtung trugen sie dann als »Treffer« in ihr Dienstbuch ein. Also alles in allem ein nervtötender Dienst für alle Beteiligten, manchmal unterbrochen

von kleineren Grenzzwischenfällen. Da rückten dann, zum Beispiel in Spandau, die englische Militärpolizei mit Dolmetscher, die Kriminalpolizei und der zuständige Dienststellenleiter an, damit ja alles seinen »richtigen dienstlichen Weg« gehe.

In diesen Stützpunkthäuschen gab es u. a. neben dem Telefonapparat auch einen Streifen- oder Blattfernschreiber. Mancher Beamte bediente diese Apparate nach einem »eigenen Buchstabensuchsystem«, andere, darunter auch ich, wussten auch mit den Fernschreibern fachmännisch umzugehen.

In allen Polizeieinspektionen, heute gibt es dafür andere dienstliche Bezeichnungen, traten ab 17.00 Uhr der Kommissar vom Dienst mit seinem Wachtmeister vom Dienst bis zum nächsten Morgen ihren Dienst an.

Und hier erinnere ich mich sehr gern an einen Menschen mit Namen Hermann Jensen, mit dem es so seine besondere Bewandnis hatte. Wenn er der KvD (»Kommissar vom Dienst«) war, war ich sehr oft sein Wachtmeister vom Dienst. Zu meiner Aufgabe gehörte es dann, den Chef zu unterstützen, morgens die Sammelmeldungen aller Polizeidienststellen der Inspektion zu empfangen und zu bestätigen und was da noch so alles am Telefon geboten wurde.

Hermann Jensen war ein Mensch, der sich seinen Beamten gegenüber so benahm, dass es Respekt-erheischend war. Er war nie ein »Großkotz«, und was er von uns verlangte, machte er uns auch vor.

Also, dieser Hermann Jensen hatte zum Beispiel eine gute Nase für eine Personenfahndung. Manchmal fuhr er in einem Funkwagen mit und bei irgend einer Person auf dem Gehweg sagte Hermann dem Kraftfahrer: »Halte mal an«, und zu den anderen der Funkwagenbesatzung gewandt sagte er weiter: »Frag doch mal den da (oder die da) nach ihrem Personalausweis.«

Das machten wir dann auch. Und zu unserer Verblüffung waren fast alle Personen, die Hermann heraus gepickt hat, zur Fahndung ausgeschrieben. Aber in der Zeit, in der Hermann unerkannt auf dem

Funkwagen saß, war ich unerkant der »Kommissar« vom Dienst. Und wenn ich am Telefon mal nicht weiter wusste, den Wachhabenden der Polizeireviere keine Auskunft geben konnte, rief ich den Funkwagen B-XX an, mit der Aufforderung: »Kommen Sie sofort über Draht!« Draht war ein Polizeimelder, der nicht abgehört werden konnte. Dann wusste Jensen, ich brauche ihn, ich komme ohne ihn nicht weiter.

Dieses Verfahren klappte immer. Hermann Jensen war einer der wenigen Vorgesetzten, der meinen Respekt, meine Zuneigung und meine Freundschaft hatte. Er verlangte von seinen »Untergebenen« nicht mehr, als er zu geben im Stande war. Für viele von uns war er bis zu seinem Tode ein gutes Vorbild. Die heutige Straßenverkehrskontrolle, die »Mausefalle«, ist auf »seinem Mist« gewachsen.

An irgend einem Tag in der Woche titelte das damals noch existierende »Spandauer Volksblatt« die heroische Tat eines Polizeibeamten in Spandau. Der schaffte es nämlich, an einem Sonntag einer Spandauer Mutter, deren Mädchen in Norwegen lebensgefährlich erkrankt war, einen gültigen Reisepass zu besorgen, ein Flugticket nach Oslo zu organisieren und der Mutter zu überbringen und ihre sofortige Abreise vom Flughafen Tempelhof in die Wege zu leiten.

Ich betone noch einmal, dass gerade die Passformalitäten neben den anderen Hilfestellungen an einem Sonntag schon eine stolze Leistung waren. Doch damit noch nicht genug, hatte Hermann Jensen auch in Oslo alles vorbereiten lassen. Die Mutter konnte problemlos und schnell zu ihrem schwer kranken Kind gelangen.

Und nach all' diesem Handeln meldete Hermann Jensen, der Kommissar vom Dienst, am nächsten Morgen dem Inspektionsleiter von Spandau: »Keine besonderen Vorkommnisse.« Also, dieser Mann war für uns einfach »Spitze«.

Er hatte natürlich auch seine Neider, und er musste auch längere Zeit nach Absolvierung der Polizeischule in Hilstrup und bestandem Kommissarslehrgang auf seine Beförderung warten.

Bis dahin meldete manchmal sein stellvertretender Zugführer mit süffisant verklärter Stimme: »Polizeimeister X meldet dem Herrn Hauptwachtmeister, 3. Zug vollzählig angetreten.« (»Meister« war nämlich ein Dienstgrad höher als der Hauptwachtmeister.)

In diesem Zusammenhang greife ich etwas vor zu einem Zeitpunkt, als ich schon der Geschäftsführer der Fachabteilung Polizei in der Gewerkschaft »Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr«, ÖTV, war und mich beim damaligen Kommandeur der Berliner Polizei, Erich Duensing, für eine baldige Beförderung von Hermann Jensen verwandte. Der Kommandeur sagte seinerzeit zu mir, es hätte keines Artikels über Hermann Jensen in der Zeitung »Berliner Polizei« der ÖTV bedurft. »Ich weiß, dass Jensen ein guter Mann ist und da er der ÖTV angehöre, wird seine Beförderung umgehend erfolgen.«

Sein damaliger Personalchef Horst Vierthaler und einige andere leitende Beamte wussten in dem Moment nicht, wo sie hinschauen sollten, denn Jensen war natürlich nicht Mitglied der ÖTV. Und das sagte ich mit einer gewissen Freude auch dem Herrn Kommandeur in diesem Moment.

Nach nicht allzu langer Zeit war Hermann Oberkommissar und dann Hauptkommissar in der Funkbetriebszentrale. Irgendwann vor dieser Tätigkeit war er eine gewisse Zeit bei der Bereitschaftspolizei, ich glaube, in Schulzendorf tätig. Schade, dass Hermann Jensen schon lange tot ist. Mit ihm hatte die Berliner Schutzpolizei einen »Volks«-Polizisten in des Wortes guter Bedeutung verloren. Ich werde ihn nicht vergessen.

Nicht nur Dienst verrichten, sondern auch »feiern« können

Während meiner Dienstzeit bei der Berliner Schutzpolizei haben wir nicht nur »Griffe gekloppt« (mit dem Karabiner exerziert), sondern waren auch im Verlauf der Vierer-Konferenz der großen Weltmächte in Berlin, als die Außenminister der Siegerstaaten in unserer Stadt über die politische Zukunft unseres Landes berieten, für deren Sicherheit verantwortlich.

Außenminister Molotow der UdSSR brachte den russischen Winter mit. Wir Polizeibeamte hatten zum Beispiel zwischen dem Brandenburger Tor und dem noch zerstörten Reichstag die Zu- und Abfahrt mit den Kraftfahrzeugen der hohen Herren zu bewachen. Unsere Kleidung bestand damals teilweise aus Pelzmänteln und kniehohen Filzstiefeln, trotzdem froren wir alle in der eisigen Kälte, die Berlin umklammert hielt. In unseren Freistunden saßen wir in der Ruine des Reichstages in einem halbwegs zumutbaren Raum und wärmten uns bei Tee mit Rum, manchmal auch Rum mit Tee und flotten Sprüchen.

Eines Tages kam der Herr Kommandeur Erich Duensing zu einer Stippvisite. Er kostete eine Tasse von unserem heißen Getränk, guckte uns dann nur vielsagend an, wünschte uns weiter einen guten Dienst und verließ kommentarlos den Raum. Natürlich hatte er unser wärmendes Getränk als Rum mit Tee erkannt, aber kein kritisches Wort darüber verloren. Deshalb »ehrten« wir ihn damals auf unsere Weise. Ein Kollege hämmerte einen großen Nagel in die Wand. An diesen hängten wir die Tasse, aus der der Herr Kommandeur unser wärmendes Getränk genossen hatte und brachten darunter eine

Papptafel an – wenn ich mich recht erinnere, stand auf ihr folgender Text: »Aus dieser Tasse trank der Herr Kommandeur der Schutzpolizei Erich Duensing am ... unseren warmen Rum mit Tee. Er gab uns kein kritisches Wort. Dafür danken wir ihm.« Auf welchen Blödsinn mit »geschichtlichem Hintergrund« können denn erwachsene Männer bei eisiger Kälte kommen?

Einige von uns trugen eine Binde, auf der die Fremdsprache stand, in der sie gegebenenfalls dolmetschen mussten.

17. Juni 1953

An diesem heute schon geschichtsträchtigen Tag begann der Streik der Bauarbeiter auf den Baustellen an der Weberwiese in Ost-Berlin. Er weitete sich zum Volksaufstand aus. Bald marschierten die Stahlwerker aus Henningsdorf zu den Streikenden auf. Mutige oder Leichtsinnige, es kommt auf die Betrachtungsweise an, holten die große rote Fahne vom Brandenburger Tor. Auf dem Potsdamer Platz in Berlin warfen aus einem Gebäude Volkspolizisten ihre Uniformkleidung in die Menge. So demonstrierten auch sie gegen die Mächtigen ihres Staates. Es fielen Schüsse. Sowjetische Panzer näherten sich an vielen Orten den Streikenden in drohender Absicht.

Die West-Berliner Polizei befand sich, ich glaube, 14 Tage im Alarmzustand. Wir durften unsere Dienststellen nicht mehr verlassen und nach Hause gehen. Im Dienstgebäude in Spandau in der Moritzstraße belegten wir nicht nur unsere dienstlichen Schlafräume, sondern auch die Dachräume. In den ersten Tagen kamen unsere Freundinnen oder Frauen und brachten uns Essware. Es dauerte nur wenige Tage, bis sich auch auf diesem Sektor alles so eingespielt hatte,

dass wir auf jeglichen Ernstfall vorbereitet waren. Wenn nichts Besonderes los war, packte uns aber auch die Langeweile. Deshalb kam ich auf die gloriose Idee, mit unserem großen Streifenwagen meine Musiktruhe mit eingebautem Tonbandgerät in die Dienststelle zu holen. Und da spielten wir dann zum Gaudi der anderen etwas verrückt. Wir imitierten die Geräusche der Rennwagen auf der damals noch funktionsfähigen Avus, spielten kleine, selbst gebastelte Hörspiele und trugen so zur Verkürzung unserer Langeweile bei, wenn es mal dienstlich nichts zu tun gab. Ich erinnere mich auch beispielsweise der schauspielerischen Fähigkeiten meiner Kollegen Mosdorf und Jankus.

Die Tage des Aufstands waren auch für uns im Westen aufregende Tage. Wir mussten an der innerstädtischen Grenze aufpassen, dass der Aufstand im Osten nicht zu uns rüber schwappte. Oft mussten wir wütende und randalierende West-Berliner davon abhalten, sich an der Grenze bei den Organen der DDR, wie zum Beispiel der Volkspolizei, auf ihre Weise zu »bedanken«.

Bis zum Ende des Volksaufstandes gab es auch viele Tote. Auf einem großen Friedhof im Norden Berlins wurden in einem Staatsbegräbnis Opfer des Aufstands beigesetzt. Es war eine schlimme Zeit.

Die sowjetischen Panzer mit den dazugehörigen Truppenteilen und Einheiten der kasernierten Volkspolizei hatten die Lage bald im Griff.

Der RIAS (Rundfunk im Amerikanischen Sektor) wurde von der Ostseite beschimpft, Anstifter und Verbreiter tendenziöser Nachrichten zu sein. Wir Polizisten kehrten dann langsam wieder in den normalen Dienstbetrieb zurück.

Noch heute – Jahrzehnte später – treffen sich die noch lebenden Kollegen des damaligen Einsatzkommandos Spandau jährlich ein Mal für wenige Tage in dem Hotel »Wolfsmühle« in Rodishain im Süd-Harz. Dieses Hotel hatte ich vor einigen Jahren mit Hilfe eines Reiseunternehmens ausfindig gemacht, geprüft und für gut befunden.

Der Beginn unserer Treffen war schon vor vielen Jahren im Hotel der Familie Graf in Geigant. *Bambi*, wie wir ihn nannten, war lange Zeit davor Wachtmeister im Einsatzkommando Spandau, ehe er in den Familienbetrieb seiner Eltern einstieg. Er und der Kollege Anders, auch *Muckl* genannt, organisierten die ersten Treffen, zuerst alle drei Jahre, später trafen wir uns alle zwei Jahre, und seit mehreren Jahren treffen wir uns jährlich im Süd-Harz. Die Organisation der Treffen ging in andere Hände über. Aber, wer auch immer dafür verantwortlich war, unser jährliches Zusammensein hat uns allen immer wieder gut gefallen.

Auch im Oktober des Jahres 2009 trafen sich die Reisewilligen des Einsatzkommandos Spandaus in Rodishain im Südharz in dem kleinen angenehmen Hotel und zählten dabei die letzten Überlebenden unserer Dienststelle, die mit ihren Partnerinnen den Weg zum Jahrestreffen gefunden haben. Wir sind natürlich im Laufe der Zeit immer weniger geworden, und irgendwann gibt es dann wohl keinen mehr des alten Einsatzkommandos Spandau der Berliner Schutzpolizei.

Freunde

In meiner Polizeidienstzeit entstanden zwischen den einzelnen Polizeiangehörigen, die einen nennen sie Kameraden, die anderen Kollegen, natürlich auch Freundschaften. Zwei davon, die mich betreffen, möchte ich benennen. Ich verstand mich sehr gut, bis ins Freundschaftliche hinein, mit dem Kollegen Heinz Cordis. Manche nannten ihn auch »Sir«. Seine Tee-Zeremonie im langen Dienst verdiente deshalb Aufmerksamkeit, weil er das Vermischen eines Teebeutel mit heißem Wasser wie ein englischer Butler zelebrierte.

Er konnte auch mal auf die »Scheiß-Sozialisten« schimpfen und das, obwohl seine Sympathie den Sozialdemokraten gehörte. Viele taten ihn als »Spinner« ab. Sie verstanden manche exzentrische Verhaltensweise von ihm nicht. Ich weiß, dass er mit seinen Ehefrauen nicht viel Glück hatte. Wenn das Gerücht stimmt, hat sich »Sir Henry« vor einigen Jahren selbst entleibt. In meiner Erinnerung lebt er fort.

Der zweite Kollege, der mir zum Freund wurde, ist Joachim Rein. Er wechselte in seiner Dienstzeit von der Berliner Polizei zum Bereich des Innensenators. Später nahm ihn die Polizei gern wieder zurück. Er ist jedenfalls mein Freund bis heute geblieben.

Als ich schon nicht mehr bei der Polizei tätig war, kam er eines Tages in mein Gewerkschaftsbüro, salutierte durch Anlegen der rechten Hand an seine Kopfbedeckung und »schnarrte« eine »Meldung« herunter: »Europas jüngster Großvater meldet sich zur Stelle.« Eine Tochter von ihm fand zu früh in das Bett einer männlichen Person, und sie wurde dadurch im jugendlichen Alter schnell zur Mutter. Aber Achim behielt alles im Griff.

Weitere Rückblicke

Mit Wirkung vom 28. Mai 1957 wurde ich zum Oberwachtmeister der Schutzpolizei befördert. Das war damals die Besoldungsgruppe A 8 a. Von den »alten Recken« war ich der Vorletzte, der nun endlich einen Dienstgrad »höher kletterte«.

Wenn ich so die Jetztzeit sehe, sind vergleichbare Beamte von heute vom Kommissar bis zum Hauptkommissar und höher in der Hierarchie geklettert. Keiner von uns hätte sich das je träumen lassen.